

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 60 (1956-1957)

Heft: 9

Artikel: Warum der Februar nur 28 Tage hat

Autor: Dieudonné-Housse, Lucy

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ja, an den Fischer Konstantin Miriwilis. Was ist es mit dem?»

«Habt Ihr die Anthi nicht gefragt?»

«Nein, Dimitros. Warum soll ich einen Menschen mehr fragen, als er selbst sagen will?»

«Ihr habt recht getan, Herr, aber ich will es Euch erzählen: Die Anthi ist seit jenem Abend, da wir zum Fischen ausfuhren, etwas wunderlich. Konstantin Miriwilis war der Schönste und der Tollste unter den Fischern. Anthi und er liebten sich. In jener Nacht stürmte es, und es kamen viele von uns nicht wieder zurück. Auch der Konstantin Miriwilis blieb auf dem Wasser, und seit der Zeit — es ist sicher etwas Wunderliches damit, Herr, aber nichts Schlechtes — kommt die Anthi und bittet Leute, die schreiben können, für sie Briefe an ihren Konstantin Miriwilis zu schreiben. — — Das ist alles.»

Hüte vom Kopf, entführte die falschen Haare der Damen und liess aus heiterstem Himmel plötzlich taubeneigrosse Hagelschlossen auf die Erde herniederprasseln, just in dem Augenblick, wenn er merkte, dass brave Hausfrauen sich freuten, ihre schöngewaschene Wäsche in der heiteren Sonne trocknen zu können.

Am schlimmsten waren doch Dezember, Januar und Februar, die zu allen Bosheiten auch noch das Laster der Spielleidenschaft besassen und bis in die tiefe Nacht zusammensassen, um Karten zu spielen. Sie spielten mit immer abwechselndem Glück: einmal gewann der eine, und der andere verlor. So kam es auch, dass nie einer dem andern seinen Gewinn neidete; doch eines abends, nachdem alle drei an einem Tag, den der Januar besonders hatte beissend kalt werden lassen, weil er wusste, dass ein grosser Ball stattfinden sollte, zu welchem die Damen in dünnen Flor- oder Tüllkleidern gingen, wieder zusammen bei den Karten sassan, es geschah, dass der Februar aber auch alles verlor, was er sein eigen nannte und zuletzt auch noch sein Hemd verspielte.

«Einerlei», machte er mit grosser Gebärde, «spielen wir weiter!»

«Aber», bemerkte der neckische März, den man nie anders sah, als mit einem Büschel Schneeglöckchen am Hute, «was willst du denn als Einsatz geben, deine Börse ist leer und du sitzest da wie ein nackter Frosch? Es wäre weiser, du machstest für heute Schluss.»

«Wenn ich auch keinen roten Heller mehr mein eigen nenne und mein letztes Hemd verspielte, so besitzen wir Brüder doch alle entweder dreissig oder einunddreissig Tage; ich gebe einen von meinen Tagen als Einsatz!»

Das Spiel ging von neuem los, bis langsam im Osten der helle Tag aufstieg.

Der arme Februar verlor einmal, sodann ein zweites Mal. Schliesslich ernüchterte ihn sein dauerndes Pech. Bleich wie der Mond stand er auf und sagte:

«Meine Brüder, ich zahle meinen Einsatz.»

Seither besitzen Dezember und Januar jeder einunddreissig Tage, während der unglückliche Februar sich nun mit achtundzwanzig begnügen muss, aber er will sich damit nicht zufrieden geben, und täglich kratzt er ein wenig an seiner Brüder Tage ab, bis er, nach vier Jahren, so viel zusammengescharrt hat, dass es einen vollen Tag ausmacht und er in jenem Jahre neunundzwanzig Tage besitzt, was man sodann ein «Schaltjahr» nennt.

W A R U M D E R F E B R U A R N U R 2 8 T A G E H A T

Es war in altvergangenen Zeiten, als auf Erden noch alles anders war, als es heute ist, und noch alle Tiere sprachen.

Die Zwölf Monate waren zwölf Brüder aus Fleisch und Blut, und jeder hatte seine Eigenart. Da waren zum Beispiel Dezember und Januar, die beide am liebsten zu Hause hinter dem warmen Ofen hockten, September, es ist schlimm zu gestehen, war ein richtiger Trunkenbold, der sich am liebsten in den Weinbergen herumtrieb und den Weinbauern den süßen Most stahl.

Juli war ein rechter Faulenzer, den nichts herrlicher dünkte, als sich von morgens bis abends auf einem duftenden Heuhaufen auszustrecken und den Schwalben zuzusehen, die durch die blaue Luft schwirrten.

April war ein richtiger Hans-Dampf in allen Gassen und trieb nichts anderes als Schabernack: er pfiff den Leuten um die Ohren, riss ihnen die